



**MANFRED BOMM**

# Mordloch

*Ein Schwaben-Krimi*

Original

**GMEINER**



Manfred Bomm

# MORDLOCH



Manfred Bomm

# MORDLOCH

Der vierte Fall für August Häberle



*Bibliografische Information  
der Deutschen Bibliothek*

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese  
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.gmeiner-verlag.de](http://www.gmeiner-verlag.de)

© 2005 – Gmeiner-Verlag GmbH  
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch  
Telefon 075 75/20 95-0  
[info@gmeiner-verlag.de](mailto:info@gmeiner-verlag.de)  
Alle Rechte vorbehalten  
4. Auflage 2008

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd  
Nadja Pietraszek, Konstanz  
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart  
unter Verwendung eines Fotos von Manfred Bomm  
Gesetzt aus der 9,3/12 Punkt GV Garamond  
Druck: Fuldaer Verlagsanstalt, Fulda  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-89977-646-1

Gewidmet allen,  
die mit Toleranz und Umsicht  
dazu beitragen,  
die Natur zu erhalten –  
ohne dabei das Augenmaß für das  
Machbare und  
Notwendige zu verlieren.  
Tragen wir alle dazu bei,  
dass es gelingt,  
den schmalen Grat zwischen  
wirtschaftlichen Zwängen und  
dem dringend gebotenen Schutz  
unserer Natur zu beschreiten.

Ein Großteil der Handlung und die meisten Namen sind frei erfunden. Nicht aber die Schauplätze. Wer den Spuren von Kommissar Häberle folgen will, kann dies tun.

# 1

»Das ist eine bodenlose Unverschämtheit.« Die Stimme des Mannes zitterte, Schweiß stand ihm auf der Stirn. In dem Sitzungsraum des kleinen Rathauses von Waldhausen war es stickig und heiß, kein Wunder bei so vielen Zuhörern. Aus allen Räumen waren Stühle herbeigeschafft worden – trotzdem mussten sich einige mit Stehplätzen begnügen. »Ich fordere unseren Ortsvorsteher auf, noch heute zurückzutreten«, wettete ein Mann, der in der hintersten Reihe aufgestanden war. Beifall brandete auf und zustimmende Zwischenrufe.

Der Redner, ein etwa 40-jähriger Mann mit gelockten blonden Haaren, war ein Zugezogener und sprach nicht den schwäbischen Dialekt, wie er hier oben auf der kargen Hochfläche üblich war. Die ›Fremdlinge‹, die sich in dem kleinen Neubaugebiet niedergelassen hatten, wurden von den Einheimischen meist kritisch beäugt. Dieser Fall hatte sie nun alle auf eine Stufe gestellt. Der Mann hob die zur Faust geballte rechte Hand: »Wenn das Projekt realisiert wird, ist dieser Ort auf Jahre hinaus ruiniert.« Wieder klatschten die Zuhörer. »Vergessen Sie die Bemühungen um Fremdenverkehr. Vergessen Sie die idyllischen Dampfzugfahrten. Wenn es hier nur noch nach Schweinemist stinkt, locken Sie keinen einzigen Touristen mehr her.«

Die sechs Kommunalpolitiker, die dem Ortschaftsrat des gerade mal 210 Einwohner zählenden Albdorfes angehörten, schwiegen und auch der Vorsitzende Karl Wühler äußerte sich nicht. Er war, wie es die Vorschrift besagte, vom Sitzungstisch weggerückt, weil er an dem diskutierten Projekt, das seit Monaten die Gemüter erhitzte, beteiligt und deshalb befangen war. Sein Stellvertreter Max Mayer, ein Land-

wirt und hier oben aufgewachsen, hatte die Leitung der Sitzung übernommen. Auch seine Stirn war schweißnass. Seit Waldhausen in das nahe Geislingen an der Steige eingemeindet worden war, hatte es kein solch brisantes Thema auf der Tagesordnung gegeben. Natürlich durfte der Ortschaftsrat als kleinstes kommunales Gremium in Baden-Württemberg so gut wie nichts entscheiden und eigentlich nur gegenüber dem Gesamtgemeinderat eine Stellungnahme abgeben, wenn's um örtliche Belange ging. Aber die Debatten konnten hitziger sein als im Rathaus der Stadt, drunten im Tal. Dort, so klagten die Ortschaftsräte oftmals war, man mit den Problemen ländlicher Bereiche viel zu wenig vertraut und nahm sie nicht ernst genug. Was schertem auch einen Stadtrat, dem es um das parteipolitische Süppchen ging, die provinziellen Probleme – wie etwa, ob man hier oben zur Ferkelzucht noch eine Eberhaltung brauchte!

Heute allerdings ging es um viel mehr: Ein riesiger Schweinestall sollte errichtet werden, ein geradezu industrieller Betrieb – und dies aus ganz unterschiedlichen Gründen. Während die Landwirte befürchteten, dass damit die vom Gesetz vorgegebene maximal zulässige Viehhaltung auf der Gemarkung ausgeschöpft sein würde, sie selbst dann also keine Erweiterungsmöglichkeit mehr hätten, beklagten die anderen Kritiker eine enorme Gestanksentwicklung.

»Der Herr Wühler hat bei der Annahme seines Amtes als Ortsvorsteher versprochen, Schaden von der Gemeinde fern zu halten. Und was macht er nun?« Der Redner bekam einen hochroten Kopf und hob die Stimme. »Er setzt alles daran, dass das Gegenteil geschieht. Wir alle, wie wir hier sitzen, werden keinen Tag mehr erleben, an dem es hier oben nicht stinkt. Und Sie als Landwirte«, er blickte auf die Zuhörer, die sich zu ihm umgedreht hatten, »Sie werden Ihre Betriebe nie mehr erweitern können, weil das Landratsamt sagen wird, pro Hektar dürften nur so und so viele Großvieheinheiten vorhanden sein. Wenn also der Herr Wühler tut was er will, dann werden Ihnen allen automatisch Grenzen gesetzt. Und zwar für immer.«

Wieder zustimmende Rufe und Beifall. Der Mann setzte sich und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Eigentlich sah die Gemeindeordnung keine Wortbeiträge von Zuhörern vor. Doch in den kleinen Teilorten nahm man das nicht so genau.

Während Wühler wie versteinert und bleich abseits des Tisches zusammen sank, ergriff Ortschaftsrat Klaus Hellbeiner das Wort: »Herr Flemming hat absolut Recht. Deshalb sollten wir das Vorhaben ablehnen, auch wenn die Stadtverwaltung behauptet es sei zulässig. Hier geht es um Waldhausen – und nicht um die Belange einiger Einzelner, die zulasten der Allgemeinheit Profit machen wollen.«

Erneut kam Beifall aus den Reihen der Zuhörer. Ein anderer Ortschaftsrat versuchte vergeblich, sein Schwäbisch zu verbergen und bekräftigte: »Wenn es so isch, dass wir des Thema nur abnicke dürfet, tret' ich noch heut' zurück.« Die Kollegin, die ihm gegenüber saß, teilte seine Einschätzung: »Ich sitz' hier, um die Interessen Waldhausens zu vertreten – und auch wenn die Bürokraten in der Stadt behaupten, rein rechtlich sei nichts gegen dieses Projekt einzuwenden, lehne ich es ab.«

Jetzt erhob sich Wühler, ein großer stattlicher Mann knapp über 50, schlank und sportlich, mit leicht welligem braunen Haar und Schnauzbart: »Nicht als Ortsvorsteher möchte ich ein paar Sätze sagen«, begann er mit leicht unsicherer Stimme und löste sogleich einige Unmutsäußerungen der Zuhörer aus, »sondern als Privatbürger. Ich kann nur noch einmal feststellen, dass der Standort 400 Meter außerhalb des Ortes wäre und alle Berechnungen beweisen, dass in den Wohnbereichen keinerlei Geruchsbelästigungen zu befürchten sind.«

»Und bei Wind?«, rief ein Mann dazwischen. »Oder bei Nebel«, fügte ein anderer genervt hinzu. Wühler ließ sich nicht beirren: »Alle Wetterlagen und alle Windrichtungen sind in die Berechnungen eingeflossen.«

»Wühler gang hoim«, schrie eine aufgebrauchte Männerstimme lautstark auf Schwäbisch, was Mayer dazu veranlasste, um mehr Sachlichkeit zu bitten.

Wühler setzte mutig hinzu: »Sehen Sie es bitte so, wie es ist: Der Privatmann Wühler stellt einen Antrag auf Baugenehmigung – und hat, auch als Ortsvorsteher, dasselbe Recht wie jeder andere Bürger. Wenn die Behörden sagen, das Projekt sei zulässig, dann sind auch alle Vorschriften eingehalten.«

»Vorschriften«, höhnte jemand aus der Zuhörerschar, »Hauptsache, die Vorschriften sind eingehalten. Was anderes interessiert in diesem Staat keinen mehr. Hauptsache, die Bürokraten sind zufrieden. Was das Volk denkt, ist denen doch scheißegal.«

Noch einmal erhob sich der zugezogene Flemming und ergänzte: »Ich sag' nur eines, Herr Wühler.« Er machte eine kurze Pause und fixierte den Angesprochenen mit gefährlich zusammengekniffenen Augen: »Wenn das kommt, was Sie wollen, erleben Sie Ihr blaues Wunder.«

Der andere schluckte und presste hervor: »Wollen Sie mir drohen?« Seine Stimme verriet Angst. Es war plötzlich totenstill im Raum.

Flemming grinste und blickte in die Runde. »Hab' ich das nötig?«, fragte er selbstbewusst zurück. »Eines Tages werden Dinge ans Licht kommen, Herr Wühler«, er holte zufrieden tief Luft, »da werden Sie staunen.«

An diesen Sommerabenden, wenn sich draußen in dem engen Tal die Abkühlung bemerkbar machte, herrschte in der urigen Gaststätte ›Obere Roggenmühle‹ jene gemütliche Geselligkeit, wie sie nicht nur die Einheimischen, sondern auch die Großstädter liebten. Das Lokal, in einem uralten Mühlengebäude eingerichtet, bot schwäbische Küche und war vor allem durch seine frischen Forellen weithin bekannt. Diese züchtete Gastwirt Martin Seitz höchstpersönlich in den Teichen hinterm Haus, wie es auch bereits sein Großvater, den sie alle liebevoll den ›Hecken-Tone‹ nannten, schon getan hatte. Der Spitzname stammte aus jener Zeit, als der alte Seitz noch Bürgermeister von Günzburg war, wo er nach dem Krieg Gemüsegärten für die Bevölkerung anlegen ließ. Und weil diese nur von Hecken umgeben sein durften, hat-

te ihn der Volksmund zum ›Hecken-Tone‹ gemacht. Als er dann die ›Obere Roggenmühle‹ erwarb, um sich damit einen alten Traum nach Freiheit und Abenteuer zu erfüllen, blieb es bei diesem Namen.

Das Fachwerkgebäude war windschief und hatte manchen Sturm überdauert. Im Laufe der Zeit hatten die Nachkommen des Lokalgründers in der Einsamkeit des Tales, das tief in die Schwäbische Alb eingeschnitten war, zwei weitere Häuser bauen dürfen, sodass eine richtige Hofstelle entstanden war, ein Paradies für Tiere. Kinder freuten sich, wenn sie mit Ponys durch die Talaue am Bach entlangreiten konnten, der die Fischteiche speiste.

Die ›Obere Roggenmühle‹ hatte sich auch zu einer Kleinkunstbühne entwickelt. Vor dem Gebäude wurde im Sommerhalbjahr, geschützt durch eine Zeltkonstruktion, Kulturelles geboten. Wenn's kühl war, fanden die Aufführungen aber in der winkligen Wirtsstube statt, droben im ersten Obergeschoss. Zu erreichen war sie über eine ausgetretene Holzterrasse, an deren Ende meist Leo lag, ein riesiger, aber gutmütiger Hund, der nur vom Erscheinungsbild her seinem Namen alle Ehre machte. Ins Lokal führte eine aus allen Fugen geratene Holztür, deren uralte Klinke kräftig gedrückt werden musste.

Von weitem klangen an diesem Samstagabend bereits fetzige Stimmungslieder aus dem Lokal. Das ›Kaos-Duo‹, zwei schwäbische Musiker, die mit eigenen Liedern die Beschwerden des Alltags glossierten, präsentierten ein kurzweiliges Programm. Die beiden Männer, mit dem typisch blauen Gewand eines früheren Altbauern bekleidet, hatten sich mit Schlagzeug und Gitarre in eine Ecke gezwängt. Man konnte die Musiker nicht von jedem Platz aus sehen, doch war das auch gar nicht notwendig, weil allein ihre Texte schon für Heiterkeit sorgten. Das Publikum, überwiegend mittleren Alters, saß dicht gedrängt an den Tischen oder machte sich auf den Eckbänken dünn. Man stimmte voll Inbrunst in die Refrains ein und klatschte zum Takt der Musik. Renner war auch heute »I bin dr Letzte en dr Boiz« – was so viel hieß wie

»Ich bin der Letzte im Lokal«. Wobei die Übersetzung nur unvollständig wiedergibt, was im Schwäbischen gemeint war. »Boiz« ist im Schwäbischen sowohl die liebevolle Bezeichnung für ein urgemütliches Lokal, kann aber auch, abwertend ausgesprochen, genau das Gegenteil bedeuten.

Eine Zugabe nach der anderen wurde gefordert. Hans-Ulrich Pohl, Sänger, Moderator und Musiker, kam ins Schwitzen. Sein inzwischen leeres Weizenbiertglas hatte er neben sich auf den Holzdielenboden gestellt. Und Kollege Marcel Schindling, ein Hesse, der es trefflich verstand über die Schwaben zu witzeln, bearbeitete sein Schlagzeug im Schweiß des Angesichts immer heftiger. Die Stimmung stieg, die Temperatur in den niederen Räumen auch. Zigarettenqualm hing beißend in der Luft.

»Also«, drang Pohls kräftige Stimme durch das Lokal, »zum Schluss noch ein Liedle, das ganz aktuell unseren Freunden droben in Waldhausen g'widmet isch.« Er wusste, dass an diesem Abend eine ganze Gruppe von Gästen aus dem Albdorf herab gekommen war. »Wir haben's alle in der Zeitung g'lesen, dass es am Dienstag ziemlich Zoff gegeben hat.«

»Richtig«, schrie einer und bekam sogleich Beifall, sodass Marcel mit einem Trommelwirbel wieder für Aufmerksamkeit sorgen musste.

»Wahrscheinlich wird mancher da oben noch das Muffensausen kriegen«, fuhr Pohl fort und winkte der schlanken Wirtin zu, sie solle ihm ein weiteres Weizenbier bringen. Wieder unterbrach ihn jemand aus dem Nebenraum, der durch zwei offen stehende Türen mit dem größeren Teil verbunden war: »Die Ferkelzucht isch die größte Schweinerei aller Zeiten.«

Der Musiker reagierte prompt: »Dass des a Sauerei isch, wird niemand bestreiten.« Beifall brandete auf. Marcel ließ erneut einen Trommelwirbel erschallen.

»Für solche Fälle«, fuhr Pohl fort und spürte, wie es ihm immer heißer wurde, »da haben wir unser spezielles Liedle. Wenn man auf den Tisch schlagen will, es aber diploma-

tisch tut, dann hat der Schwabe nämlich eine ganz eigenartige Formulierung parat: I sag ja nex, i moin ja bloß. Für alle Reig'schmeckte heißt das: Ich sag' ja nichts, ich mein' ja nur.«

An dem Tisch der Waldhauser wurde Gelächter laut. Ein älterer Mann schlug seinem deutlich schwächeren Nebensitzer kräftig auf die Schulter: »A Lied für dich, Mensch, s' wär' höchste Zeit, dass du Schwäbisch lernst.« Schon hatte das ›Kaos-Duo‹ zu singen begonnen.

Der etwa 40-jährige Mann, der als Einziger am Tisch nicht in weiblicher Begleitung war, fuhr sich durch die gelockten blonden Haaren. »Um ehrlich zu sein«, schrie er dem anderen ins Ohr, um Musik und Gesang zu übertönen, »ich bleib' lieber beim Hochdeutsch. Euch Schwaben da oben«, er machte eine Kopfbewegung in Richtung Berg, »die werd' ich sowieso nie verstehen.«

Der Angesprochene drehte nun seinen Kopf, um dem anderen ins Ohr brüllen zu können: »Du solltest nur verdammt aufpassen, dass du nicht mal an den Falschen gerätst.«

Dann nahmen sie die letzte Zeile des Refrains wahr: »... sonst gibt's no z'molz a Sauerei.« Das Stichwort hatte sie aufhorchen lassen. Und selbst der Fremde verstand, was – ins Hochdeutsche übersetzt – gemeint war: »Sonst gibt es plötzlich eine Schweinerei.«

## 2

An diesem Samstag, Ende Juli 2004, als noch überall vor den baden-württembergischen Sommerferien Straßen- und Waldfeste stattfanden, war das Wetter eher herbstlich. Auf der Hochfläche der Schwäbischen Alb hingen die Wolken tief, sodass die Dämmerung rasch hereinbrach. Schade um den schönen Sommerabend, dachte sich Heinrich Westerhoff beim Blick aus dem Fenster seines schmucken Einfamilienhäuschens. »Nicht mal Wind«, stellte er fest und deutete seinem Gast mit einer Handbewegung an, was er meinte: Der schneeweiße Rotor einer Windkraftanlage, die sich knapp einen halben Kilometer entfernt in den grau-dämmrigen Himmel erhob, stand still. Westerhoff, der einer von vielen war, die in den vergangenen Jahren in diese modernen »Windmühlen« investiert hatten und sich davon satte Gewinne versprochen, erläuterte dem interessierten Zuhörer die Vorzüge einer derartigen Geldanlage. »In spätestens zwölf Jahren hat sich das Ding amortisiert«, stellte er fest und lächelte. Seine Frau, dunkelhaarig und zierlich, nickte eifrig und schüttete geröstete Erdnüsse in eine Schale, die auf dem gläsernen Wohnzimmertisch stand. Ihr Mann und der Gast, ein offenbar gut betuchter Handwerksmeister aus Stuttgart, der es gewohnt war in seinem Dachdeckerbetrieb selbst kräftig zuzupacken, saßen sich gegenüber. »Der Staat fördert die Investition«, hakte der muskelstarke, fast kahlköpfige Besucher nach und verschränkte die kräftigen Oberarme, die das helle Freizeitjackett beinahe zu sprengen drohten.

Der Gastgeber nickte: »Abgesehen von der steuerlichen Abschreibung garantiert Ihnen das Gesetz für erneuerbare Energien auf Jahre hinaus einen sicheren Kilowattpreis. Und